

Das Haus meiner Grossmutter

Autor(en): **Ludwig, Sämi**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Oltner Neujahrsblätter**

Band (Jahr): **59 (2001)**

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-660035>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

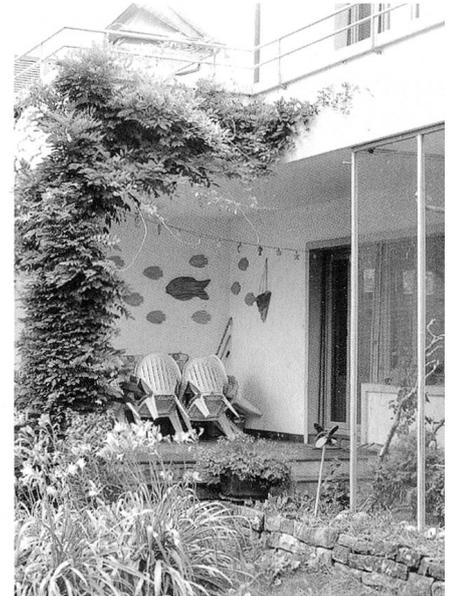
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das Haus meiner Grossmutter



Das Haus an der Martin-Disteli-Strasse in Olten heute

Im Jahr 1987 – ich lebte damals im Ausland – verstarb meine Grossmutter, und ihr Haus an der Martin-Disteli-Strasse 53 wurde verkauft. Es stand lange leer, und aus dem Garten wurden Granitplatten und Pflanzen entwendet. Schliesslich wurde die Liegenschaft von einer Privatpartei gekauft und renoviert. Ich war froh, alles wieder herausgeputzt zu sehen. Die dicken rostigen Geländer auf der Terrasse waren neu bemalt. Violett. Genauso die Fensterrahmen. Das war ihre Farbe gewesen. «Madame Violett» hatten sie meine Schulkameraden genannt. Sie war stadtbekannt gewesen für ihre Vorliebe zu violetter Kleidung für sich selbst und ihren Hund. Dieses Farbenzitat konnte kein Zufall sein. Da ich mich nie vom Haus hatte verabschieden können, wollte ich es mir noch einmal anschauen.

Erinnerungen

Meine Grossmutter hiess Valerie Hauri-Brändli. Sie hatte einen Farbfernseher, als wir noch keinen hatten – eine nicht zu unterschätzende Attraktion. Ich erinnere mich an das helle Licht von

der Strassenseite; auch an das Nebenzimmer, wo sie Porzellan malte, unterrichtet von Frau Schärli. Alle Grosskinder haben Teller, Tee-Sets und Kaffee-Sets geerbt. Sie konnte Orangesalat mit Angélique machen, und Holundersirup von den Blüten der Stauden unten an der Kantonsschule. Erinnerung hat auch mit Gerüchen zu tun. In dem Haus war es immer angenehm kühl, roch manchmal etwas muffig nach Hund. Früher war es «Mirli» (Emir!), ein brauner Zwergpudel, dessen formloser Pelz immer mehr zu Grau tendierte. Er verschluckte einen Gummipfropfen und musste operiert werden. Zuletzt hatte sie «Memory», einen Bedlington Terrier, der beim Leinelaufen leider seine Windhundqualitäten verlor und immer mehr wie ein Pudel aussah. Memy überlebte seine Herrin und fristete bei meiner Mutter sein Gnadensbrot unter Katzen. Der bewunderte Hund war jedoch «Nixli», ein Zwergspitz. Er passte in Grossvaters Westentasche. Leider habe ich weder Hund noch Grossvater persönlich gekannt. Neben dem Haus, in der Pergola, liegt Nixli, unter einer Granitplatte mit seinem Namen begraben.

Bei meiner Grossmutter habe ich mein erstes Geld verdient, mit Rasenmähen. Für Fr. 5.–, vorne und hinten, mit dem alten Handmäher. Oft kam es vor, dass sie mir beim Stossen helfen musste. Das Gras war zu hoch – wir hatten wieder einmal zu lange gewartet –, oder ich war noch zu klein. Das Gras kam dann in papierene Mehlsäcke, die der Bäcker von nebenan gratis weggab. Eine stauige Arbeit, und ich war oft verschwitzt. Es war eng ums Haus, mit Spinnweben an den dichten Rhododendronbüschen. Hinten hatte zwischendurch der Hund sein Geschäft gemacht. Ich hätte mich gerne gedrückt, trotz Remuneration.

Wie benied ich da meinen älteren Bruder Christian, der die grosse weisse Aussenmauer malen durfte. Ich hatte damals gerade *Tom Sawyer* gelesen und war sehr beeindruckt von dieser glamourösen Beschäftigung. Als er achtzehn war, bekam er Grossmutter's Auto. Sie hatte mit über sechzig Jahren noch autofahren gelernt, und ihr Fahrlehrer, Herr Grossenbacher, wurde zur Familienlegende. Christian versilberte den DKW mit Automat und erstand sich ein viel schnittigeres altes MG-Cabrio. Er hat noch die gute alte Zeit an

der Martin-Disteli-Strasse erlebt und mit meinem Grossvater Otto Hauri Eisenbahn gespielt. Die braunen Märklin-Schienen zeugen davon. «Bap» verstarb 1958; bewundert, ruhender Pol, ein Spielkamerad, den die jüngeren Enkelkinder verpassten und missten.

Einiges an diesem Haus war ausserordentlich – man denke da nur an die Kegelbahn im Keller. Nicht dass sie oft benutzt wurde, aber die Idee dazu musste man zuerst haben! Wir bildeten uns etwas ein auf das Schwimmbecken im Garten – auch wenn ich nur ein einziges Mal darin gebadet habe. Es wurde später nie mehr mit Wasser gefüllt. Eindrücklich war das Bad im oberen Stock, grüne Plättli, mit versenkter Badewanne (der Betonboden musste ausgemeisselt werden) und separater Dusche. Das muss damals Avant-garde-Design gewesen sein. Die Einbauküche weiss-rot gerahmt. Ich kann heute noch das Klicken der Schäftchen hören. Sie war aus den fünfziger Jahren, mit einem amerikanischen General-Electric-Geschirrspüler. Aussen war er so gross wie die heutige Norm, doch innen gabs nur Platz für ein paar wenige Teller.

Auf der Hinterseite der Villa befand sich die Arztpraxis. Mein Grossvater war spezialisiert auf «Frauenheilkunde». Weil man damals davon nicht leben konnte, führte er zusätzlich eine Allgemeinpraxis. Seit seinem Tod war dreissig Jahre lang nichts mehr verändert worden: Wartezimmer, Therapie-raum in einer runden Apsis, mit

Otto Hauri und mein Bruder



Emailtafeln von der Praxis von Otto Hauri

Kurzwellenapparat gegen Rheuma und Verstauchungen und UV-Gerät zur generellen Kräftigung von schwächlichen Kindern (regt die Produktion von Vitamin D an). Die Höhensonne funktionierte noch bis in meine Zeit. Riesige Kabel und Stecker – wie in einem Fritz-Lang-Film. Der Behandlungsraum war mit einem abenteuerlichen gynäkologischen Untersuchungsstuhl bestückt. Die Zeit war stehen geblieben – man hätte hier einen sehr schrägen Videofilm drehen können. Vitrinen mit ärztlichem Instrumentarium. Zuhinterst die Apotheke, ein Foetus im Glas und jede Menge verstaubter Medikamente. Sämtliche Patientenkarten waren noch vorhanden. Ein Freund von mir fand darin seine eigene Geburt beschrieben. Als das Haus leer stand, brauchte ich es als Übungsraum mit Musikfreunden. Für den Schüleraustausch hatten wir manchmal Vorstandssitzungen «at Sammy's granny's».

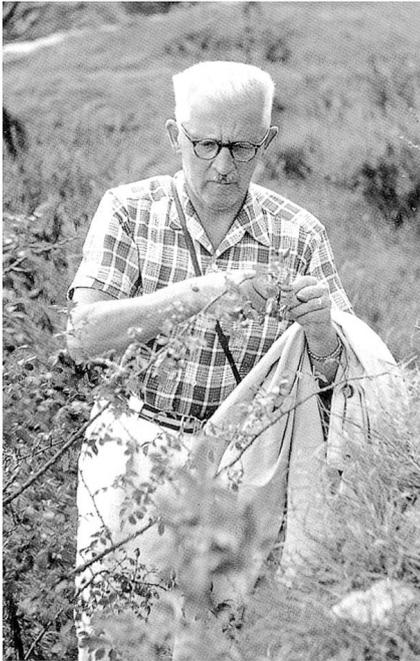
Ich weiss noch, wie Kolleginnen die Gynäkologiebücher in der Praxis entdeckten und sich grinsend in die Bibliothek vertieften: Auguste Forels «Die sexuelle Frage» (1912); Dr. med. H. Zikels «Die Gefühlskälte der Frau» (1919, 60.–70. Auflage); Marie Carmichael Stapes' «Weisheit in der Fortpflanzung» (1925, übersetzt aus dem Englischen); Dr. C. H. Stratz, «Über



Alte Medikamentenetikette

die Rassenschönheit des Weibes» (1917, mit Fotos illustriert!). Diese Art von Kulturanthropologie passt nicht mehr zu unseren heutigen Vorstellungen. Es wurden aber auch heikle Tabuthemen behandelt, so in der «Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik», die Sonderhefte 1928 zu «Onanie», «Nacktheit», «Stottern». Die Grenzen zwischen neuen Einsichten und reaktionären Vorurteilen sind hinterher nicht klar zu unterscheiden. Viele dieser Ideen wirken antiquiert – damals war es jedoch äusserst fortschrittlich, Sexualität überhaupt zu thematisieren. Vieles, was nicht mehr «politically correct» ist und uns rückständig erscheint, war bahnbrechend, skandalös im Sinne von Ibsens «new woman», der befreiten Frau.

Die Bibliothek gibt spannende Einsicht darüber, was die Generation meiner Grosseltern beschäftigte. Wir fin-



Otto Hauri beim Holunderblüten pflücken

den auch philosophische Schriften über Anthroposophie und Spiritualität. Etwa Peale, «Die Kraft des Positiven Denkens», oder Coué über Autosuggestion, F. W. Fosters «Erziehung zur Selbsterziehung», oder Ralph Waldo Trines «In Harmonie mit dem Unendlichen» (1916). Mir wird klar, wie relativ unsere eigenen Wahrheiten sind, wie die wichtigen Themen gewechselt haben, wie uninformiert und ungerecht wir die damalige Zeit häufig beurteilen.

Begegnungen mit der Vergangenheit

Aber zurück zum Haus als materielle Tatsache: Warum jetzt die violetten Geländer? Wie sieht es heute innen aus? Ich klinge als Fremder, obwohl ich diese Wände kenne. «Dem Arbeitslosen zum Nutz, mir zum Schutz» hat Grossvater 1935 in den Verputz am Eingang gekratzt. Obwohl mehrfach übermalt, kann der Satz immer noch erkannt werden! Es wohnen jetzt drei Parteien hier: in der eigentlichen Wohnung, in der ehemaligen Praxis und im Estrich. Die innere Eingangstüre hat noch das kleine Fenster mit Sicherheitsdraht und einem Spalt im Glas, der damals entstand, als jemand ohne Schlüssel vor der Tür stand und ver-

suchte, durch Klopfen den Riegel des Guckfensterchens zu bewegen. War ich das damals? Ein Freund von mir? Oder ist es eine alte überlieferte Geschichte, die ich selbst nie erlebte? Ich weiss es nicht mehr. Die Eingangshalle, wo früher der Stuhl stand, auf den der Hund hopste, um seinen lila Mantel übergezogen zu bekommen, dient jetzt als gemeinsamer Vorraum. An der Wand sind zwei grosse Emailschilder, welche die Praxis meines Grossvaters ankündigen. Offensichtlich hat sich der neue Käufer für die Vergangenheit des Hauses interessiert.

Beim ersten Besuch zeigt mir ein freundliches junges Paar den Praxisteil, aus dem eine moderne Wohnung geworden ist. Der runde Therapieraum ist zu einer hellen Apsis aus Glas geworden. Wände wurden verschoben – das Alte ist nur noch grob zu erkennen. Wo genau waren der Untersuchungsstuhl, der Schrank mit den medizinischen

Geräten, der Raum mit den alten Medikamentenschachteln? Man nenne es das «violette Haus» in der Nachbarschaft, sagen mir die Mieter, aber sie wissen nicht warum. Ich werde ihnen ein Bild meiner Grossmutter zeigen.

Bei einem zweiten Besuch treffe ich Herrn Blaser, den jetzigen Besitzer. Er hat den Umbau gemacht und zeigt glücklicherweise Verständnis für meine Neugier. Dieses Haus habe ihn immer fasziniert, meint Herr Blaser, schon als Schüler an der Kantonsschule. Die Anordnung der Räume sei so perfekt – da solle man möglichst wenig verändern, sei seine Devise gewesen. Er zeigt mir stolz, dass die Martin-Disteli-Strasse 53 in der Dokumentation der SIA, Sektion Solothurn, Neues Bauen 1920–1940 abgebildet ist. Wichtige Oltner Gebäude aus dieser Periode sind die Friedenskirche (1928), der Erweiterungsbau des Froheimschulhauses (1936) oder die Badeanstalt in der Schützen-

Otto, Valerie und meine Mutter





Otto, Valerie und meine Mutter im Garten

matte (1936/37). Stimmt. «Bauhausstil», hatte meine Mutter gesagt. Der Architekt, Fritz Jost, sei vom Neuen Bauen und von den neuen Materialien beeinflusst gewesen: gebaut wurde mit armiertem Beton.¹ Deshalb war es immer schön kühl hinter den dicken Wänden. Sieboth und Wälchli schreiben über das Neue Bauen:

Basis war die Loslösung vom akademischen Bauen des 19. Jahrhunderts, wo moderne Bauaufgaben mit den Kleidern vergangener Stilepochen versehen wurden. Stattdessen sollte eine ehrliche Architektur entstehen, welche mehr einem ingenieurmässigen sachlichen Denken entspricht. Die architektonische Form sei aus der inneren Funktion der Bauaufgabe zu entwickeln und mit zeitgemässen Materialien konstruktiv richtig auszubilden. ... Eisenbeton, Stahl, die Liebe zum Licht durch Glas betont, waren die bevorzugten Materialien, Orthogonalität und Kreise die geometrischen Muster der Grundrisse. Begehbare Dächer, Terrassen, fließende Übergänge von innen nach aussen waren weitere Charakteristika einer Haltung, welche das alte akademische Schema von Sockel, Mittelbau, Gesims und ornamentalem Schmücken verwarf.²

In unserem Fall haben wir sicherlich kein radikal modernes Gebäude. Das Dach ist schräg und besteht aus Ziegeln. Das Altgediente und das Innovative erscheinen gemeinsam. Die kulturellen Übergänge sind fließend.

In meiner Überheblichkeit hatte ich an Gropius gedacht, an LeCorbusier, an Louis Sullivans These «form follows function», die Sensibilität der Neuen Sachlichkeit von damals. Die grossen Terrassen sind tatsächlich auffällig. Sie

werden heute wieder begangen – obwohl der eigentliche Grund für die einstöckige Praxis ein nachbarliches Servitut war, mehr als architektonische Experimentierfreude. Die Materialien sind ebenfalls klar modern, genau wie die grossen weissen Flächen – wenn auch die lange Mauer ums Haus spanische Rundziegel aufgesetzt hat. Es ist mehr Otto Hauri in diesem Haus als Bauhaus, hat mein Bruder gesagt.

Ich darf das Innere noch einmal sehen: die schöne Holzterrasse, die Deckenbalken, Wohnzimmer mit Cheminée und Essraum sind alle vorhanden. Nur die alten Doppelfenster und die Heizkörper sind ersetzt worden. Ich staune, wie

Auf der Seite im Essraum ist ein riesiges Aquarium. Mein Hobby, sagt Herr Blaser. Und im Schwimmbecken im Garten leben jetzt Koi-Karpfen. Er meint es seriös mit seinen Fischen. Im Keller stehen Aquarien auf beiden Seiten der alten Kegelbahn. Hektoliterweise Wasser, beleuchtete Grünpflanzen und afrikanische Buntbarsche jeglicher Art und Grösse. Die bewohnen jetzt das Haus meiner Grossmutter.

Früher habe ich mich gewundert, dass sich meine Mutter so gut davon trennen konnte, ohne jede Sentimentalität. Vielleicht kann ich das jetzt auch. Der Ort hat sich zweifellos verändert. Was in Ordnung geht. Aber wenn ich die



Valerie Hauri im Garten an der Martin-Disteli-Strasse

wenig verändert worden ist: eine neue Küche, die Essnische wurde zur Garderobe, die alten Möbel sind weg ... aber sonst ist viel geblieben, die gleichen Räume, die Terrasse mit den roten Ziegelplatten, Schwimmbad, Rasen, Seerosenbecken. Eine Wärmepumpe erhöht heute die Energieeffizienz – ganz im Sinne ingenieurmässigen Denkens.

violetten Geländer sehe, so freue ich mich trotzdem. Dann spielt die Gegenwart mit der Vergangenheit. Und die Postmoderne grüsst die Moderne.

¹ Ein grosser Findling, der beim Aushub zum Vorschein kam, steht seither im kleinen Park hinter der Wängner Vorstadt, heute ist er Teil eines Brunnens.

² Neues Bauen 1920–1940. Hg. Claudio Affolter. SIA Schweizer Ingenieur- und Architektenverein Sektion Solothurn, 1991. S. 3.